Meeresstrand

Autor(en): **Storm, Theodor**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **36 (1932-1933)**

Heft 11

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-667785

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Meeresstrand.

Ans Haff nun fliegt die Möwe,
Und Dämmrung bricht herein;
Über die feuchten Watten
Spiegelt der Abendschein.

Graues Geflügel huschet
Neben dem Wasser her;
Wie Träume liegen die Inseln
Im Nebel auf dem Meer.

Ich höre des gärenden Schlammes
Geheimnisvollen Ton,
Einsames Vogelrufen —
So war es immer schon.

Noch einmal schauert leise
Und schweiget dann der Wind;
Vernehmlich werden die Stimmen,
Die über der Tiefe sind.

Theodor Storm.

Falconara.

Skizze von Hans B. Wagenseil.

Die kleine Halbinsel sprang vor ins Mittelmeer. Wie auf der Landkarte eingezeichnet, glich sie einem Finger, der in die See hinausdeutet, einem flachen Landfinger, einem Vorsprung ohne besondere Merkmale. In steilen Stufungen stieg sie senkrecht aus dem Wasser, felsig, mit Oliven und Steinpinien bestanden, von gewundenen Felspfaden durchlaufen, ein wilder, einsamer, kleiner Landstreifen, mit ein oder zwei Dörfern drunten an der Küste auf die Felsklippe angeklebt und droben auf seiner Höhe einem Leuchtturm, der seinen nächtlichen Strahlenkegel über die umgebenden Wasser irren ließ. Seltsam genug für Italien, sie war unangetastet geblieben von den Fremden; sie hatte sich unberührt das bodenständige Fischer- und Bauernleben bewahrt. Solche Flecke entgehen manchmal dem Ansturm. Die Halbinsel von Falconara war ihm entgangen. Das Leben spielte sich weiter dort ab in Formen der Landwirtschaft, der Religion, des Aberglaubens, der Gewalttätigkeit und ursprünglichen Gesittung ganz wie im Mittelalter und der Renaissance. Nichts wies auf das zwanzigste Jahrhundert hin, ausgenommen das Grammophon im Dorfkaffee und das Puff-Puff eines Motorboots draußen in der Bai.

Der junge Mann, Daniel, der Deutsche, weilte dort, weil er hier etwas fand, das ihn anzog als Gegensatz zu seinem Selbst. Er war blaß, zart und nervenleidend, wohingegen alles in Falconara sonnverbrannt, kräftig und gesund war. Er, der in Berlin all derlei verachtet hatte, unterwarf sich ihm hier mit der Inbrunst eines sich geißelnden Mönches. Er, der Intellektuelle, fand an den Gesprächen der Fischerjungen ein Gefallen, das er an den Unterhaltungen mit seinen Freunden nie gefunden hatte. Er lag mit ihnen auf den Felsen in der Sonne herum. Zur Linken sah man im Wasser, das durchsichtiger und grünlicher wurde, eine Reihe von Klippen, und auf einer von ihnen, die höher war als die anderen, zerschellte wieder und immer wieder eine Welle und spritzte eine kleine Tropfensäule empor, die als ein Sprühschauer wieder niederfiel. Man vernahm das Platschen des Wassers und das Klatschen der niederfallenden Tropfen; dazu ein zischendes und einlullendes Rauschen; so rollten und tollten die Wellen und schlugen klatschend auf die Felsen — wie wilde Tiere, denen unumschränkte Freiheit gelassen war, zu springen und zu purzeln und Mutwillen zu treiben bis in alle Ewigkeit. Daniel sprach nicht viel: er hörte zu. Sie kümmerten sich nicht um ihn; sie ließen ihn gelten. Er war jetzt sechs Monate unter ihnen, und auf ihre lässige Art hatten sie sich an ihn gewöhnt. Sie beachteten ihn eigentlich recht wenig, außer wenn sie sich einmal für zehn Minuten an ihn wandten, um gutmütig über seine Unvollkommenheiten zu spotten: Er konnte schwimmen — aber nicht wie sie, die wie Fische im Wasser waren. Seine Haut war sonnverbrannt —, aber nicht wie die ihre, deren Leiber kupfernen Statuen glichen. Er konnte Italienisch sprechen, beherrschte aber nicht ganz ihren Dialekt. Manchmal mißverstand er, was sie sagten, und dann barsten sie vor Lachen. Trotz aller seiner Bemühungen, so zu sein wie sie, blieb er der Fremde, der Ausländer. Sie bewahrten ein Gefühl für den Unterschied in ihm, das wurmte ihn. Er wollte ein Fischerjunge von Falconara sein wie sie, aber wenn sie ihn jetzt auch Daniele nannten (Gott sei Dank hatte er einen Namen, der sich leicht ins Italienische übertragen ließ), war er keiner der Ihren und konnte es nie sein, denn sie waren alle miteinander aufgewachsen, und sechs Monate zählten nicht im Vergleich zu zwanzig Jahren. Aber nach